

und "nicht zu preten verhält" ist der Patrizier Baumgarten.

Das Bäuerlein fand keine Antwort auf diesen Juris; aber gar artig zog es vor den vornehmen Herren sein Köppchen.

Der Grottentempel von Elephanta.

Zu einem der denkwürdigsten Zeugen der archaischen Zeit, deren Spuren in Indien noch an manchen Stellen zu verfolgen sind, gehören die Grottentempel auf der Insel Elephanta im Meerbusen von Bombay. Garapuri, das heißt Grottenstadt, nennen die Eingeborenen die Insel, und ihren heutigen Namen hat sie den Portugiesen zu verdanken, die bei ihrer Landung im Jahre 1532 von einem in dreifacher natürlicher Größe in einem Felsen gehauenen Elephanten so in Angst und Schrecken gesetzt wurden, daß sie darob die Insel wegen dieses Ungeheuer „Elephanteninsel“ taufte. Sie haben in ihrem Unverständnis und in ihrem religiösen Fanatismus wie Vandalen dort gehauet, und manches denkwürdige Bildwerk, das von der alten Zeit herbeie gestanden hätte, können, ist ihrem Vandalismus zum Opfer gefallen. Im ganzen enthält die Insel, die heute noch zu den Hauptattraktionen der Grotteninsel zählt, sechs in den Tonnorhöhlen gemeißelte dramatische Grottentempel, von denen die sog. „Große Höhle“ eine nähere Betrachtung verdient. Einige Forscher, wie z. B. Harris und vor allem Steadman verlegen die Entstehungszeit erst in das 2. Jahrhundert n. Chr. Aber mit Recht weisen andere Gelehrte darauf hin, daß die Skulpturen trotz ihrer überraschend edlen Schönheit schon einer älteren Zeit angehören werden müssen, wozu auch die Ueberlieferung der Eingeborenen spricht. Wahrscheinlich werden die Feinerzeit von den Portugiesen nach ihrem Heimlande gebrachten Inschriften, die bis heute noch nicht näher erforscht worden sind, hierüber weitere Schlüsse ergeben können. Den Besucher der „Großen Höhle“ empfängt ein schauerlicher Anblick, und mit Recht ist daran erinnert worden, daß hier wie nirgendwo anders das Dante'sche Wort am Plage ist: „Ihr, die ihr eintrittet, laßt alle Hoffnung dranhien.“ Aber von ihrem ersten Schreden erholten sich die Portugiesen recht bald, besonders als sie das wunderbare Echo des Tempels erndeten. Sie sollen eine Schiffslanone eigens in die Tempelhöhle hinuntergeschafft haben, um sich an dem vielfältigen Echo zu ergötzen. Das dabei natürlich auch all die schönen Säulen, Reliefs und sonst noch andere Denkmäler in die Gänge gingen, versteht sich von selbst, und heute haben wir zwar noch das Echo, aber von den Säulen nur noch die Trümmer. Der Grottentempel besteht aus einem Zentraltempel, dem sich drei Seitenempel anschließen. Der Haupttempel ist ein unregelmäßiges Oktagon, das zwölf Säulen, deren Höhe zwischen 4 und 5 Meter schwankt, und die vom Boden bis zur Decke reichen, enthält. Man sieht, daß die ganze Höhle direkt aus dem Felsen herausgemeißelt worden ist, und daß die Säulen dabei stehen gelassen worden sind. Obwohl im großen und ganzen einander ähnlich, weist doch jede der Säulen individuelle Schönheiten auf. Allerdings sind von den meisten nur noch die Kapitälle und das Grundstück vorhanden. Am Grunde sind sie quadratisch, während sie sich nach oben zu runden. In die eigentliche Haupthöhle führen vier Porten, deren jede von zwei gigantischen Wächtern flankiert wird. Jeder ist von diesen Wächtern nur noch ein einziger umgfaßt erhalten. Er ist von riesenhafter Gestalt, und es ist besonders bemerkenswert, daß das Ebenmaß bei den riesenhaften Formen genau bewahrt worden ist. Einige Säulen führen in das eigentliche Tempelheiligtum, in dessen Mittelpunkt ein gewaltiger, vierseitiger, oben abgerundeter Felsblock steht, der dem Siva geweiht ist. Zur Linken steht der Beschauer in Haut-Relief die berühmte Dharma-Gruppe, die Siva darstellt, der die traditionellen Züge Buddha's anweist. Der Zahn der Zeit hat dem Denkmal aber arg mitgespielt, und die Details sind nur noch wenig erkennbar. Zur Rechten steht man eine Gruppe, die einen religiösen Tanz darstellt, wobei Siva im Mittelpunkt steht. Ueberhaupt ist der ganze Tempel dem Kultus des Siva gewidmet, und auf seinen Sagenkreis beziehen sich fast alle die sonstigen Reliefs der Seitenempel. In dieser Gruppe ist der Gott Saktinag dargestellt. Die meisten der Arme sind jedoch zerstört, aber die Ueberbleibsel lassen deutlich die pro-

portionelle Schönheit erkennen. Die Hauptgruppe des Tempels ist jedoch das fast 5,5 Meter hohe Reliefbild der indischen Dreieingheit, die sog. Trimurti-Gruppe, die Brahma, Wischnu und Siva in einem Wesen darstellt, wobei alle drei eigentlich nur Verkörperungen Sivas in seinen verschiedenen Ausgestaltungen sind. Brahma ist der schöpferische Gott, er sitzt in der Mitte. Ihm zur Rechten sitzt Wischnu, der erhaltende Gott, und der Zerstörer Rudra sitzt an der linken Seite. Wundervoll hat der Künstler die Wesensheiten der Gottheit in den verschiedenen Ausgestaltungen getroffen — vor allem den ruhigen, hellereinsten Ausdruck Brahma's. Das sind so die bedeutendsten der Denkmäler, die der Grottentempel aufweist. Sicherlich wird die Wissenschaft aus dieser Stätte noch manches Wissenswerte ans Tageslicht fördern.

Bunte Zeitung.

Schmalze Preise auf dem Kunstmarkt. Auf einer großen Versteigerung englischer Bildnisse, die in diesen Tagen bei Christie in London stattfand, wurden für einige Werke englischer Meister geradezu ungeheuerliche Preise erzielt. Den höchsten Preis brach Rembrandt's Gemälde „Die Badende Kinder“, das für 52 000 Guineas (über eine Million Mark nach Friedensfuß) fortging. Ein anderer Million wurde mit 15 000 Guineas (320 000 Mark) und ein Bildnis von Reynolds für 12 500 Guineas (250 000 Mark) verkauft. Der Gesamtloos des Tages betrug fast zweieinhalb Millionen Mark.

Konsulate zu verkaufen. Die Polizei in Südschweden ist kurzzeit mit einer ungeüblichen Betrugsaffäre beschäftigt: Ein Mann, der sich von Bloch nannte, hat längere Zeit hindurch fiktive Konsulate an Leute ausgetoten, die nach dem Titel eines Konsuls strebten. Den fiktivsten Behörden ist der angebotene von Bloch, der wahrheitsgemäß ganz anders heißt, vollständig unbekannt.

Fresken aus dem Circus sind nach der „Antiquitäten-Wandzeitung“, Eisenach, erndet worden. Im Rathaus von Rovereto, Südtirol, trat bei der Restaurierung des Festsaales ein breites Freskenmilde aus dem Cinquecento zu Tage, das ein Familienmahl zeigt, unterhalb dessen eine lange lateinische Inschrift läuft. Derselbe Fresken bezieht sich ein langer Fries mit der Darstellung einer Reitergesellschaft oder einer Festprozession aus. Das Gemälde, das in seinen Farben noch große Leuchtkraft zeigt, kammt vielleicht von demselben Meister, der den alten Palast des Grafen d'Arco zu Rovereto schmückte. Unter diesem Fresko fand sich eine noch ältere Wanddecoration mit geometrischen Mustern, Kometen und Dreiecken, schwarz auf weißem Grunde, die an den Schmuck des Palazzo Ducale in Venedig erinnert.

Literatur.

Prof. Dr. G. Zwickler, Der bargelose Zahlungsverkehr. Mit zahlreichen Beispielen. Stuttgart. Ernst Reinhardt Verlag (Jah. Franz Mittelbach). — Das Buch zerfällt in folgende Kapitel: 1. Allgemeines über den bargelosen Zahlungsverkehr; 2. Der Fiktionsverkehr; 3. Der Strohverkehr der Sparkassen; 4. Der bargelose Verkehr der Darlehenskassen; 5. Die Kreditgenossenschaften; 6. Die Banken; 7. Literaturangaben. Für den Kaufmann, für jeden Handel- und Gewerbetreibenden, für den Landwirt, den Handwerker, für Fortbildungsschulen, Fach- und Innungsschulen, überhaupt für jeden, der öfters Zahlungen zu leisten hat, ist das Buch ein unentbehrlicher Ratgeber. Bargellos zu zahlen, ist eine überaus wichtige Forderung der Zeit, der sich niemand entziehen kann und darf.

Gros, Roman von Annemarie von Nathusius (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W. 57), stellt durch den Realismus des Denkens und die sensationelle Neuheit seiner Probleme selbst die früheren Bücher der Dichterin vollkommen in den Schatten. Das Werk rollt die tiefen Geheimnisse des Alteslebens in einer Weise auf, wie sie bisher in der Belletratur noch nicht dagewesen ist. — Es gibt die große Aufgabe an das konventionelle Ideal der Liebe, an die plumpe, europäische Art der Erotik, welcher der Mann huldigt, der die Liebe noch immer nicht als eine Quelle feinsten, seelischer und körperlicher Genusses zu empfinden und zu einer Kunst im besten Sinne des Wortes zu steigern weiß.

Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Dr. Ulrichstr. 63. Februar 1923.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

№. 14 Sonnabend, den 17. Januar 1920

Guvvor.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna-Wenker. 19 Fortsetzung.

Einiges Tages ließ sie auf Alf; sie gingen auf dem Bürgersteig dicht aneinander vorüber. Trotzdem er sich mit seinem Begleiter eifrig unterhielt, sah er sie, denn ein sonderbarer Ausdruck ließ plötzlich über sein Gesicht; doch gleich darauf wanderte er den Kopf weg, um sie nicht grüßen zu müssen. Aber Guvvor blieb unwillkürlich stehen. Alf, ganz unbewußt hatte sie von einer Bewegung etwas gemerkt: Aber was? Sie hatte ja selbst den Blick über ihrem Blick gebrochen.

Sie hatte sich mit Görel und mit ihrer Mutter, die am nächsten Tag nach Gallestadt zurückzuziehen, zu einem Besuch bei Entel Rabe verabredet. Alf, Guvvor war so willfährig geworden, sie ging nun fast auf alle Vorkäufig ein! Aber jetzt konnte sie keinen Fuß rühren, wie angewurzelt stand sie noch immer mitten auf dem Bürgersteig.

Willkürlich hörten sie Stimmen hinter sich, und darunter eine, bei deren Klang es ihr plötzlich wie ein warmer Hauch entgegenkam.

„Aber Guvvor, du hast dich um zehn Minuten verspätet. Aber diesmal tut es ja nichts, denn wir haben uns in dessen vortrefflich unterhalten. Du kennst doch wohl Herrn Gutsbeißer Roemer noch?“

„Wem?“ verlegte Guvvor, indem sie Roemer die Hand reichte. Ein gehobter, erstickter Ausdruck war es, der Roemer förmlich weh tat. „Armes Kind,“ dachte er zärtlich, „hat dich das Leben so hart angefaßt! Hat dir das Schicksal den ganzen großen Gewinn wieder zerstört, gleich nachdem du ihn bekommen hattest?“

„Sie sehen etwas milde aus, gnädiges Fräulein,“ begann er herzlich. „Doch ich Ihnen nicht meinen Arm anbieten? Er hat seit Jahrzehnten schon mancher zarten Blume als Stab gebietet.“

Die Baronin lächelte verbindlich; sie witterte einen Schwelgerstich, und so ging sie ruhig mit Görel voraus. Roemer und Guvvor wechselten nicht viele Worte; aber Guvvor hatte plötzlich das heulende Gefühl, daß Roemer der Freund sein könnte, der ihr bisher gefehlt hatte. „Doch jetzt nicht mehr,“ sagte sie sich gleich darauf. Denn eigentlich kam sie ja schon vorzugehen, es fehlte nur noch die eigentliche Tat, und heute, heute abend noch würde sie handeln. „Aber ich höre, werden Sie zu Ihren Verwandten gehen, Fräulein von Hartwig?“ fragte Roemer.

„Ja, vielleicht.“

„Ist es noch nicht fest bestimmt?“

„Doch, ich glaube, aber etwas andres ist noch viel sicherer.“

„Was denn?“

„Das ich nicht weiterleben kann!“ Die Worte hatten sich ihr ganz unwillkürlich auf die Lippen gedrängt; sie war sich kaum bewußt, daß sie ihr kostbares Geheimnis preisgegeben hatte; aber Roemer nahm es so sachlich und behutsam auf, wie es gegeben worden war.

„Wein, das ist nicht immer leicht, gnädiges Fräulein. Wohnen Sie allein da droben in Ihrem Zimmerchen?“

„Ja, jetzt noch.“

„Aber Sie gehen bald fort?“

„Ja, sehr bald.“

Der Entel Rabe trat trennte man sich. Guvvor sogerte noch einen Augenblick unter der Tür und sagte dann zu Roemer: „Ich möchte Ihnen nur noch für Ihre Güte danken, Herr Gutsbeißer.“

„Man dankt einem Freund nicht für einen redlichen Handdruck, der versteht sich von selbst; und Sie wissen, in mir haben Sie einen Freund, auf den Sie sich verlassen können.“

„Ich verlaße mich auf niemand mehr, aber das ist jetzt unerlößlich. Ich weiß, Herr Roemer!“

„Wer weiß?“ Sie nickte Roemer noch zu und verschwand durch die Tür. Roemer blieb noch einen Augenblick nachdenklich stehen; dann hob er den Blick zum blauen Himmel empor und murmelte: „Was es ein höherer Wille, der mich jetzt gerade hierhergeführt hat? Und du Allmächtiger wirst mir kund tun, hierhergeführt hat? Und du Allmächtiger wirst mir kund tun, was hier recht und unrecht ist? Es bleibt mir indes nur ein Ausweg, und den werde ich gehen. — Möge es noch nicht zu spät sein!“

Bierzehntes Kapitel.

In guten Händen.

Kein Volkstisch hätte in jenem Dienst beharrlicher hin und her schreiten können, als Roemer vor Guvvors Haus: über ihn und her, hin und her, ohne Umgebild zu zeigen. Endlich, nach sieben Uhr, kam Guvvor. Rasch schritt sie aus, wie einem erleuchteten Ziel entgegen. Roemer entdeckte sie schon aus weiter Ferne und ging eilig auf sie zu.

„Guten Abend, Fräulein von Hartwig! Sehen Sie, ich hatte doch recht, wir sehen uns wieder.“

Sie nickte den Kopf und sagte milde: „Ja, das ist ein merkwürdiger Zufall.“

„Man wird es indes kaum einen Zufall nennen können, denn ich warte hier schon seit ein paar Stunden auf Sie, weil ich Ihnen etwas Wichtiges zu sagen habe.“

„Aber — ehrlich gestanden, Herr Roemer, ich glaube nicht, daß ich es jetzt hören möchte. Ich bin anderweitig beschäftigt.“

„Ich weiß es.“

„Dann hindern Sie mich nicht daran. Lassen Sie mich gehen!“

„Nicht gerne. Würden Sie es für unpassend halten, wenn ich Sie in Ihr Zimmer begleite? Dort könnten wir ungestört sprechen, und — Sie finden unter so gutem Schutz, als Sie sich nur wünschen können. Ich habe nämlich die Photographie meines Tischers mit mir, und dann versuche ich immer das Rechte zu tun.“

„Warum kümmern Sie sich eigentlich so viel um mich?“

„Nur ist tat ich es, weil Sie einfach und unglücklich sind. Ich habe Ihnen gesagt, die Menschen seien mir ziemlich gleichgültig, und das ist ganz wahr. Aber wenn ich einmal Teilnahme für jemand empfinde, dann hält sie auch vor. Und deshalb, Kind, betrachten Sie mich einfach als einen Freund, dem Ihr Wohl am Herzen liegt.“

Widerstrebend ging Guvvor vor ihm ins Haus hinein, sagte aber: „Sie dürfen mich nicht lange aufhalten.“

„Nein, ich hoffe, es wird nicht nötig sein,“ antwortete er ruhig.

Sobald sie in Guvvors Zimmer angekommen waren, und Guvvor die Lampe angezündet hatte, begann Roemer, ohne Pathos in der Stimme aber mit tiefem Ernst: „Nun denn, was Sie mir gesagt haben, konnte ich erraten, daß Sie die Waise haben, dem Schmerz, der Ihnen zu schwer zu ertragen ist, für immer zu entlassen. Sie meinen, Sie könnten das Leben nicht mehr ertragen, und Sie meinen natürlich, das Leben habe keinen Zweck mehr.“

„Ganz richtig, das Leben hat keinen Zweck mehr für mich,“ wiederholte sie medanclich.

„Aber wenn es wieder einen befände?“

„Ein Surrogat? Nein, nein!“

„Das meiste im Leben ist ein Surrogat für das, was man sich am innigsten gewünscht hat; aber von uns hängt es ab, ob es zu etwas Göttem wird.“

„Vergehen Sie, Herr Roemer, aber ich kann heute abend nicht diskutieren. Sie sagten, Sie hätten mir etwas zu sagen?“

„Ja, ich möchte Ihnen etwas erzählen. Darf ich?“

„Bitte, es darf aber nicht lange sein.“



„Mein; aber Sie sind ja wie ein ungebildetes Kind. Kann beantwortet Sie mir zuerst ein paar Fragen. Wollen Sie sich heute abend noch das Leben nehmen?“
„Nun vor zu gute aufpassen und sah Kneuer verwirrt an. Mit welchem Recht...?“
„Mit dem Recht, das in der Stunde der Not ein Mensch an den andern hat, Fräulein von Hartwig,“ unterbrach er sie. „Zoll Ihnen die kleine Chloroformflasche auf dem Schreibtisch dort dazu dienen? Sie sehen, ich gehe ernstlich und rüchlich vor. Ich hätte das Glaschen rasch ergreifen und am Ofen zerbrechen können; aber damit hätte ich nichts gewonnen, als einen Aufschub und überdes Ihre Mittrauen! So, nun stellen Sie das Glaschen hier mitten auf den Tisch. Sie sollen es die ganze Zeit vor Augen haben. Wollen Sie es denn, wenn ich ausgebrochen habe, noch anwenden, dann — ja dann habe ich nichts ausrichten können. Dann müssen Sie eben den einzigen Weg gehen, den Sie zu gehen vermögen.“

Er schloß und wuschte sich große klare Schweißperlen von der Stirne. Nun vor drückte sich in die eine Sofaecke. Sie wollte ihm sagen, seine Worte erwiderte sie, dachte aber dann, Worte seien hier ohne jeglichen Wert, und außerdem — warum sollte sie ihm etwas Freundliches sagen, wenn sie schließlich doch gegen seinen Rat handelte?

Dann sprach Georg Kneuer mit lauter, leiser Stimme: „Es war einmal ein junger Mann, der sich in König Wilhelms Wäldern, wo die Büsche und Sträucher und auch das Erdreich aus lauterem Golde besteht, verirrt hatte. Seine Augen wurden von dem Golde geblendet, und er sah nicht einmal mehr diejenige, die er über alles in der Welt geliebt hatte und die ihm warm und treuherzig entgegenkam. Er erkannte sie erst wieder, als sie als ein kleiner goldener Vogel vor ihm herflieg. Ihre Stimme hatte er immer heftigster Lieb gehabt, und eines Tages gebot er dem Vogel zu singen. Aber die Vögel des Waldes hatten ihre Töne verloren und schätzte nur noch: Gold! Gold! Gold! denn die verwandelte Gelehrte glaubte, dies sei das einzige Wort, das ihr Herzensfreund noch verstände. Als der junge Mann hörte, was aus der so sehr geliebten Stimme geworden war, erriete er sich, und er bat: Vögelchen, zwischere keine alten Lieder! Aber der Vogel schätzte nur immer wieder: Gold! Gold! Gold! In seinem Schmerz darüber, beschloß der junge Mann, den Vogel lieber zu töten, als die Vögel des Waldes anzuhören. Aber wie sehr er sich auch anstrengte, den Vogel zu fangen, dieser entwickelte ihm immer lebender, und so gelangten sie schließlich bis an den Rand der goldenen Wälder. Doch der junge Mann dachte an nichts weiter, als des Vogels Habhaft zu werden, und so verzog er all das schimmernde Gold, das er hinter sich ließ. Und in dem Augenblick, wo er auf die grünen Auen hinauskam, wich der Jäger, und er erkannte, daß er vorher in der Ferne gegangen und von einem Blindwurm verlockt worden war. Jetzt wollte er das Vögelchen nicht mehr töten. Dieses aber war in dem Walde zurückgeblieben. Er hoffte nun immer, es werde doch einmal aus wieder verwandelt werden, wie er selbst, damit er die Geliebte wieder an sein Herz drücken konnte. Aber er wartete vergebens. Was er in seiner Verblendung von sich geschmeißelt hatte, kam nicht wieder, und eines Tages wurde ihm kundgetan, daß sein Vögelchen vergeblich sei! Seine Braut hatte sich selbst das Leben genommen, sie hatte es damals getan, als er in König Wilhelms Wäldern umherirrte. Viele Jahre lang grübelte er darüber nach, warum sie damals nicht lieber in ihrer wahren Gestalt zu ihm gekommen war; sie hätte ja wissen müssen, daß er sie schließlich doch erkannt hätte. Und da stieg der Gedanke in ihm auf: Was sie nicht am Ende auch in der Ferne gegangen? Wo nun an gab er sich alle Mühe im Leben, er wurde geachtet und geehrt, aber er konnte es nie überwinden, daß sie fortgegangen war, während sie doch getauft hatte, daß er auf einem falschen Weg war. Der junge Mann wurde alt, und die Leute redeten nicht mehr von seinem merkwürdigen Schicksal, das ein anderer Fall wieder daran erinnerte. Die Frau eines Gutbesizers — der, wie es hieß, Tag und Nacht unermüdet darauf beharrte, den Reichtum der Seeligen zu vergrößern, und die Mutter eines kleinen Mädchens, war aus freien Stücken aus dem Leben geschieden. Wissen Sie, wer der Gutbesitzer war, Fräulein von Hartwig? Und fragen Sie noch, mit welchem Recht ist Ihnen noch einmal in den Weg treten? Ich kenne Ihren Bescheid nicht, aber nach allem, was ich von ihm gehört habe — wir sind nämlich zukünftige Nachbarn in Portland — ist er jetzt vom Gold und von ehrliehen Vorstellungen geblendet.“

„Ich kann ihm nie, nie wieder etwas sein,“ schlüchzte Kneuer.

„Mein nie, wenn Sie ihn in der Stunde der Gefahr allein lassen.“

„Ach, er wird schon mit einem andern Glückseligen werden.“
„Und um dieser andern Glückseligen willen?“
„Nein, Kind, das ist überhaupt. Aber wenn ich meine wahre Geschichte nichts ausgerichtet hat, dann habe ich nur noch hinzuzufügen: Mit dem Leben, das wir bekommen haben, sollen wir für unsere Aeltern wirken. Mit dem, was hinter oder vor uns liegt, haben wir nichts zu tun, und der ist ein Abtrünniger, der sich aus dem Kampfe zieht, wenn dieser gerade am besten ist. Lauben Sie ja nicht, ich würde damit eine Tote verurteilen, nein, nein, aber ich will ein Leben warnen. Vergessen Sie ein selbige, armes Kind, Leben ist Leben und Tod ist ein Schlag.“

Jetzt brach Kneuer in heftiges Weinen aus; sie konnte nichts als weinen, weinen, während sie hoch in dieser ganzen entsetzlichen Woche noch keine Träne vergossen hatte. Georg Kneuer stand auf und rief ihr sanft über's Haar; dann legte er eine Hand unter ihren Kopf, drehte einen Stuhl über ihre Hüfte und riefte die Lampe etwas zurück, damit sie der helle Schein nicht belästige. Mit einem bitteren Seufzer dachte er, wenn er es damals verstanden hätte, ein krankes Gemüt so behutsam zu behandeln, dann wäre es vielleicht zu retten gewesen. Jetzt hatte er eine teuer erkaufte Erfahrung, aber Gott allein konnte wissen, ob er mit ihr etwas über das junge Mädchen vermochte, das ihm das Schicksal in den Weg geführt hatte!

„Nun werde ich Sie gleich in Ruhe lassen,“ sagte er zu der noch immer Schluchzenden. „Kann ich sonst nichts für Sie tun?“

„Nein, ich danke, — jetzt nicht.“
„Jetzt nicht, aber morgen vielleicht, wenn Sie über meine Worte nachgedacht haben. Und nicht wahr, das werden Sie tun? Nun, gute Nacht, und morgen gegen zehn Uhr können Sie mich im Hotel Hübner aufsuchen. Nun noch einmal gute Nacht, liebes Kind!“ (Fortsetzung folgt.)

Auch ein Zweikampf.

(Ein Ritterknecht nach einer wahren Begebenheit.)
Von Hans Rung.

Die Bewohner des Bistums Hildesheim erfreuten sich unter der Regierung des Herzogs und Bischofs Hans von Holsheim Gattorp, wenn auch ihnen während der letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts Religionshader und -kämpfe nicht erspart blieben, die den Herzog bewegten, häufig seine Fahnenlein bischöflichen Fußvolkes hieselbst auszusenden, doch größerer Ruhe, als andere Gauen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, wo der Türken verwegene Kriegszüge erneut eingebrochen waren, fingen und plünderten.

Ein und wieder schlug im Bistum ein anstößiger oder einfallender Raubritter einige ehrsame Kaufleute oder Krämer, die umliegende Weidweide aufsuchten wo ein, über den Kauf und nahmen an Waren mit, was er bekommen konnte; — doch das war ja in deutschen Landen, unter dem Zepher des schwächlichen Kaisers, Sterndeuters und Goldmachers Rudolf II., trotzdem die Missethat des Raubritters verdrängt war, noch immer an der Tagesordnung!

In diese Zeit fällt unser Geschichtchen. Doch erwarde der genigte Leser nicht, wie so oft in unseren Tagen, von einem blühenden Kampfe mit blauen Ringen oder Schwertklingen zu hören; denn harmlos, wenn auch übermäßiglich ging es an einem prächtigen Frühlingmorgen des Jahres 1538 in der Hildesheimer Dornstraße h. r. Ritter, Parier und gestaltliche Herren des alten Bischofshofes saßen an heiligeuerten Eichenstüben und probten des Weines 1538er Weine; die jungen, so wiederprobenden Gewächse Hildesheimer Berge, die eine gute Sonne nach jahrelangen Winteren den ledigen Jungen freubete. Räder und Knappen saßen, das der edle, goldgelbe Trank den Gästen nicht ausging; geschäftig eilten die dienenden Geister aus den Kellern in die Herrentische und füllten aus großen Rainen die geleerten Pokale voll.

Man plauderte, sang und trank; trank auf des jungen, Blüthenwälder Frühlings Freuden, man ließ den edlen Wein leben und manche tranken, nicht zuletzt, Raine, der besten, besten, Frauen.“ Und alle sangen den lustigen Rehrhein wieder, als der Ritter Abertron, ein Hofknecht im Gefolge des Bischofs Hans, sein Trankgefäß antimmte:

„Mein Oheim, Ranz von Affenstein, Ist ein gewaltiger Jäger; Des Morgens, wenn die Sonne steigt, Schwingt er den schweren Becher, Gemalt mit edlem Rheingawein Dem Schmelzlicht entgeg.“
Dann nimmt er einen kleinen Zug, Bis daß das Gold im Humpen Den letzten Tropfen schwinden läßt: Was soll ich hier verlampen, Bei Jagdhalmeim, Franzeng, Bei Ritterpiel und Scherzen!“

Und so viel Ranz das übermäßige Lied auch hatte, stets brannte der Rehrhein dem Verfolger trüglich entgegen:

„Was soll ich hier verlampen, Bei Jagdhalmeim, Franzeng, Bei Ritterpiel und Scherzen!“

Ranz war das lustige Stücken verflungen, da öffnete sich die Tür, und Murran, des Herzog-Bischofs Leibknecht, trat in den Raum und brachte den Hof auf für Herrn von Abertron: „Seine Bischofliche Gnaden, der Herr Herzog, laßen Euer Lieben folgen, Ihr möchtet Euch mit allen Gästen, die hier jetzt weilen, in einer Bierstunde am bischöflichen Paßsaß einfinden. Ihr möchtet aber nicht so viel trinken, sonst könntet Ihr nachher nicht das Duell in Ehre bestehn!“ Sprach's und verließ, ehrerbietig nach allen Seiten blickend, das Saalzimmer.

„Ein Duell? Ein Duell?“ riefen die Anwesenden durcheinander, und namentlich die gestlichen Herren zeigten überausliche und bestürzte Mienen.

„Was habt Ihr vorgehabt, Abertron?“ fragte Baumgarten, ein stattlich gemachener blonder Kaufherr und Patrikler.

„Ich möchte nichts zu vermeiden,“ erwiderte der Ritter, „aber Ihr wißt, ich fürchte mich nicht, und wenn der leidlichste Junter Saton ein Waffenknechtchen mit mir wagen wollte. Und er sagte den Geiß Geifer guten, spanischen Ringe. — Wenig später verließen alle Gäste die Dornstraße und eilten dem Bischofspalast entgegen.“

Hier, unter hohen, blühenden Kastanienbäumen des Vorgartens erwartete, umgeben von einem stattlichen Gefolge geistlicher und weltlicher Würdenträger, der Herzog-Bischof von Hildesheim die lustigen Kampfe.

Der Herzog ging seinem Landsmann, der sich geziemend vorkam, einig Schritte entgegen und sprach: „Mein lieber Abertron, ich habe Euch hierher bestellt, damit Ihr ein Duell ausfocht. Nicht mit Waffen soll gekämpft werden, sondern mit einem würzigen, lieblichen Stoff! Seht diese beiden Humpen! Jeder enthält ein geräuchert Maß Gaslaker Geese, den schäumenden, würzigen, wo in und breit geschätzten Gensstoff. Und seht, Euer Gegner ist diesmal nicht ein Ebenhütlicher sein, sondern ein einjähriger Bauer namens Riebstiel, aus der Umgebung stammend!“

Der Herzog wies mit einer kurzen Handbewegung auf einen nieden, vierährigen Landmann, der einige Schritte abwärts stand und ein wenig verlegen und besangen das ihm so ungewohnte Bild betrachtete.

„Ihr habt Euch stets gebrüht, einen jeden unter den Tisch zu trinken, habt auch stets bislang gezeit, daß Ihr in diesem Punkte unüberwindlich seid. Aber in diesen Bauen habt Ihr wohl einen ersten Gegner gefunden. Welt und breit ist er bekannt als unbesiegbare Jünger Gambini. Ich wünsche nun, daß Ihr beiden um die Wette trinkt! Hier stehen zwei Humpen mit je sechs, sechs, sechs Geese; jedes enthält genau 15 Quart Als Siegespreis sehe ich einen edlen bänischen Hengst im Werte von 85 Talern Gold aus. Wer zuerst den Humpen geleert hat, sei Sieger!“ Seid Ihr einverstanden, Abertron!“

„Ich willfahre gern den Wünschen Euer Gnaden!“ erwiderte mit einem etwas geringschätzigen Bild auf seinen Gegner der Ritter.

„Und Du, Bauer, wirst Du Dich getrauen, das Duell mit dem Edelmann anzunehmen?“ Der Ritter trinkt nicht schled!“ rief der Herzog.

„Da ich just ein gutes, trügliches Pferd gebrauchen kann und auch heute, nach launer Fahrt auf heiter, haublicher Land-

straße sehr großen Durst empfinde, getraun ich mich wohl, dem Herrn Ritter um den Preis zu treten!“ sprach der Bauer. „Der Bauer nimmt schon jetzt den Mund reichlich voll!“ meinte Ritter Abertron.

„So beginnt!“ befahl der Herzog.
Auf ein gegebenes Zeichen gehen beide Duellanten die schweren Holzschuhe an den Mund und nahmen einen tiefen, langen Zug. —

Nach dem ersten Abschlagen hatte der Ritter seinen Humpen bis zur Hälfte geleert, während der Bauer seinen Trank fast vollständig zur Reize hatte.

Während der Edelmann mit Würde und stichtlicher Leberwindung weiter trank, lezte der Bauer sein geerertes Gefäß auf den Boden.

„Sehrig, Herr Bischof!“ rief er.
„Wahrhaftig, bis auf den Grund geleert!“ verwunderte sich der Herzog.

„Du bist Sieger! Das Pferd gehört Dir! Und ein schönes Gewand will ich Dir auch schenken, damit Du, so oft Du die Stadt Hildesheim aujudest, festlich gefeiert den Hofamt bewohnen kannst! Mein Schatzamt wird das Weitere veranlassen. Geh! hinüber!“

Mit Dankesworten und artigen Verbeugungen entfernte sich der Bauer.

„Und Ihr, Abertron?“ — Mit diesen Worten wendete sich der Herzog-Bischof an seinen Gefolgsmann — Ihr laßt Euch von einem einjährigen Bauern anerkennen? Ihr saßt früher, was nur Trunk anbetraf, so seht im Sattel? Ich sehe nun ein, daß Städtisch nicht viel für einen lustigen Kampfmann taugt. Ihr müßt wieder anders Land, wo Ihr gefunden werdet und die alte Kraft wieder erlangt! Darum bestimme ich, daß Ihr in unserem Heimatland einige Jahre wohnen sollt und geliet auf meiner alten Erdbrodel Hofum, die ich Euch hiermit schenke!“

Nach diesen Worten verließ der Herzog mit seinem Gefolge den Vorgarten und lehrte in seinen Paß zurück. —

Der Ritter Abertron konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, seine Zehnpfanne stützen ihn; aber sie trühten und lachten, als sie den Weg zur — Dornstraße zurücknahmen.

Doch hier war für die Rimmerfalten vorerst kein Platz zu erhalten, denn ein Säulein wandernder Stubensitten aus Jena hatte es sich inzwischen in den weit und breit bekannten, beschlaglichen Räumen der Dornstraße bezogen gemacht. Durstige und lustige Jungburchen aus Westfalen, die wieder auf Schülers Knappen ihrer alma mater entgegenzogen, hatten hier einsperr gehalten. Und wo Landsmannschaften haupen, durfte ein guter Trank und ein freies Lied nicht fehlen!

Als die alten Gäste, in deren Mitte Ritter Abertron stand, sich mühsam niedergelassen hatten, brannte der Riebstiel eine Frischgung, ein Bers eines Liebens aus verflorenen Jahren wider Raubrittersehen, durch die alten Raine:

„... Da nahm er seinen großen Trost, Leibeige von den Auen, Wenn oben von der Hühen Höh' Die Krämerstier zu schauen. — — — Und die Halmen ausgezeit; Nach Pfaffenweiz wollt ihr ziehen? So zieht ohne Riebstiel! Zur Weis ohne Mühen! Und wenn sich noch ein Höler regt, Dann frenen sich die Dohlen! — — —“

Doch weshalb eilten plötzlich einige Dornherren an ein geöffnetes Buchenscheibenfenster und veranlaßten wenig später auch Abertron, auf die enge Gasse neben der Dornstraße zu blicken?

Unten fuhr ein Landmann, der auf einem einjährigen, krankenbedekten Gefährt saß, vorbei. Neben einem herben, kräftigen Pferd, das munter sein Wägelchen zog, trabte schraubend und anruhig ein prächtiger bänischer Goldschuchhengst. —

Der Bauer Riebstiel zog wieder heimwärts und blinzelte lässig seinem Gegner zu.

„Du, Bauer, bist entweder ein ungewöhlicher Rimmerfattel oder ein ausgeselnter Schelm, der selbst seinen Herzog